

SUSANNE LIEDER

Agatha
CHRISTIE

S U S A N N E L I E D E R

Agatha
CHRISTIE

In der Liebe sucht sie
nach Hoffnung,
mit ihren Krimis erobert
sie die Welt

R O M A N



aufbau taschenbuch



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C083411

ISBN 978-3-7466-4094-5

Aufbau Taschenbuch ist eine Marke
der Aufbau Verlage GmbH & Co. KG

1. Auflage 2024

© Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin 2024

www.aufbau-verlage.de

10969 Berlin, Prinzenstraße 85

Der Verlag behält sich das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor,
was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlages untersagt ist.

Satz Greiner & Reichel, Köln

Druck und Binden CPI books GmbH, Leck, Germany

Printed in Germany

Für meine unvergleichliche Agentin

*Seit Lucrezia Borgia bin ich die Frau,
die am meisten Menschen umgebracht hat,
allerdings mit der Schreibmaschine.*

- Agatha Christie -



Haus Ashfield in Torquay,
im Sommer 1926



Auf den Knien saß Agatha im Wohnzimmer ihres Elternhauses, um sich herum Kisten, Koffer, Hutschachteln und Schmuckkästchen. Manche bereits leer, warteten andere noch darauf, von ihr durchsucht und genauestens inspiziert zu werden. Dann würde sie entscheiden, was sie behalten oder weggeben wollte.

Agatha war in diesem Haus aufgewachsen. Ihre Eltern hatten es nach der Geburt ihrer älteren Schwester bezogen, und im Laufe der Zeit hatte sich mehr und mehr angesammelt. So viel, dass Agatha vor ein paar Tagen, als sie angekommen war, von Raum zu Raum ging und sich fragte, wo um alles in der Welt sie nur anfangen sollte.

Der Tod ihrer Mutter im Frühjahr hatte ihr vollkommen den Boden unter den Füßen weggezogen. Er hatte sie sprachlos – im Sinne des Wortes – und zunächst auch handlungsunfähig gemacht. Tag für Tag, Stunde um Stunde hatte sie bloß dagesessen und vor sich hin gestarrt. Ihr Leben würde weitergehen, natürlich, das tat es ja immer, aber wie?

Agatha stand träge auf und wanderte durchs Zimmer. Die Vorhänge waren halb zugezogen, ein Sonnenstrahl fiel durchs Fenster und ließ Staubkörnchen tanzen. Früher hätte sie das Schauspiel betrachtet, hätte gelächelt und die Hand ausgestreckt, als könne sie das Licht einfangen und für einen Moment festhalten.

Sie ging zum Fenster, verschränkte die Arme und schaute in den Garten. Wie durch einen Nebel nahm sie wahr, wie die Zweige der Rotbuche sacht im Wind schaukelten, und eine Amsel angefliegen kam, sich auf einem der Äste niederließ und begann, ihr Gefieder zu putzen. Ein paar verblühte Rosen an den Sträuchern zeugten davon, dass ihre Mutter sich schon eine Weile nicht mehr darum hatte kümmern können. »Der Garten ist das Aushängeschild eines jeden Engländers«, hatte sie stets erklärt. »So wie die Scones zum Nachmittagstee.« Wie hatte sie ihn zelebriert!

Und wie habe ich es geliebt, mit ihr auf dem Sofa zu sitzen und ein Tässchen zu trinken, dachte Agatha und rang den Impuls nieder, ihren Kummer laut herauszuschreien. Es würde nichts bringen, außerdem hatte sie das längst getan.

Wieder durchschritt sie das Zimmer, stellte sich vor, wie es hier früher ausgesehen hatte. Als sie noch ein kleines Mädchen gewesen war und ihre Welt aus Spielen und Plänen bestanden hatte. Pläne, die nur den kommenden Tag betroffen hatten. Die Frage, etwa, ob sie im Wäldchen umherstreifen sollte, um Ausschau nach Eichhörnchen zu halten. Oder doch lieber auf der Mauer balancieren und darauf hoffen, eine Eidechse zu finden.

Ihr Vater hatte ihr zum fünften Geburtstag einen Hund geschenkt, einen Yorkshire-Terrier. Tony hatte sie auf Schritt und Tritt begleitet. *Du darfst ihn aber nicht allzu sehr verwöhnen*, hatte ihr Vater gemeint. *Er muss wissen, wo seine Grenzen sind. Du musst sie ihm zeigen.*

Feierlich hatte sie versprochen, es zu beherzigen.

Sie sah ihren Vater im Sessel dort drüben am Fenster sitzen, die Zeitung aufgeschlagen. *Setz dich zu mir, Agatha. Ich lese dir etwas vor.*

Sie sah ihre Geschwister durchs Zimmer toben und den kleinen Beistelltisch beinahe umrennen. Hinter ihnen, dicht auf ihren Fersen, Nursie, die Kinderfrau. *Wenn ich euch erwische! Vorsicht, die Vase! Gebt um Himmels willen acht!*

Die Erinnerungen waren noch so lebendig, und sie machte Agatha traurig. Sie verließ das Wohnzimmer und ging in die Küche, um Teewasser aufzusetzen. *Tee hilft immer*, hörte sie Nursie sagen. *Wenn man Bauchweh oder sich das Knie aufgeschlagen hat, und sogar, wenn man traurig ist.*

Während es im Kessel rauschte und zischte, stand Agatha mit versteinerner Miene da, die Zähne so fest aufeinandergepresst, dass ihr Kiefer zu schmerzen begann. Als der Kessel pfiff, goss sie das dampfende Wasser in die Kanne. Tränen verschleierten ihren Blick, und sie räusperte sich energisch. *Hör auf zu heulen! Als würde das irgendwas helfen!*

Erst jetzt fiel ihr auf, dass sie vergessen hatte, Teeblätter in die Kanne zu geben.

Mit einem leisen Aufschluchzen sank sie auf einen Stuhl und verbarg das Gesicht in ihren Händen.

Gott noch mal, sie war fast sechsunddreißig und fühlte sich wie eine alte Frau. Sie war verwirrt, vergesslich und so erschöpft, dass sie sich kaum auf den Beinen halten konnte.

Es geht weiter, Agatha, das weißt du doch. Kopf hoch, sieh nach vorn! Immer nur nach vorn.

Sie trank ihren Tee, und als die Sonne unterging, legte sie sich angezogen auf ihr früheres Bett und rief sich das Gesicht ihrer Mutter in Erinnerung. Was, wenn sie es irgendwann vergessen würde?

Ihr Vater starb, als Agatha elf Jahre alt war.

Damit endete nicht nur abrupt ihre bis dahin sorglose Kindheit, ihr ganzes Leben veränderte sich.

Die finanziellen Schwierigkeiten hatten bereits Jahre zuvor angefangen. Ihr Vater stammte aus wohlhabendem Haus und hatte stets ein sicheres Einkommen zur Verfügung gehabt, ohne auch nur einen Finger krumm machen zu müssen. Einer der Treuhänder, die ihm all die Jahre zur Seite gestanden und dafür gesorgt hatten, dass er und später seine Familie ein unbekümmertes Leben führen konnten, verstarb, ein anderer erkrankte schwer. Außerdem hatten sie sich offenbar alle eifrig in die eigene Tasche gewirtschaftet. Für Agathas Vater ein schwerer Schock. Er verstand etwas davon, den lieben Gott einen guten Mann sein zu lassen, aber nicht das Geringste von den Geschäften seines Vaters, denen er seinen Wohlstand verdankte.

Im Laufe der Jahre hatte Agathas Vater unzählige Ölgemälde und kostbare, äußerst geschmackvolle Möbelstücke angeschafft, die nun nach und nach verkauft werden mussten.

Sparsamkeit war die Devise, so würden sie hoffentlich über die Runden kommen.

Das Verkaufen der Möbel und Gemälde war für Agatha nicht schlimm, ihr bereitete es Kummer, dass ihr Vater still und kränklich wurde. Sie kannte ihn bis dahin als strahlenden, unbekümmerten Mann, der morgens das Haus verließ, mit der Kutsche in seinen Club fuhr und abends gut gelaunt wieder heimkam.

Doch alles Sparen half nichts, und so beschlossen ihre Eltern, Ashfield samt Dienstboten zu vermieten und für eine Weile nach Frankreich zu ziehen, wo das Leben erschwinglicher war.

Die Ehe ihrer Eltern war für Agatha ein Juwel, das man still betrachtet und an dem man sich erfreute. Ihre Eltern liebten sich aufrichtig, sie gingen rührend und behutsam miteinander um, als wagten sie nicht, in Gegenwart des anderen auch nur die Stimme zu erheben. Irgendwann, das wusste sie schon früh, wollte Agatha auch ein solches Juwel haben. Sie wäre gern Pianistin oder Sängerin, eine glückliche Ehe zu führen jedoch stand an erster Stelle.

In Frankreich hatte ihr Vater bereits zweimal einen Arzt aufsuchen müssen, der eine Nierenkrankheit diagnostiziert hatte. Zurück in England, wurde es nicht besser, und er begab sich in die Hände seines Hausarztes. Der stellte jedoch eine andere Diagnose, und so wurden weitere Ärzte, alles sogenannte Spezialisten, zu Rate gezogen. Jeder stellte eine andere Diagnose und hielt sie für die richtige. Am Ende wusste man gar nicht mehr, woran ihr Vater erkrankt war.

Er wurde schwächer, litt unter Atemnot.

Agatha litt mit ihm, und sie litt auch mit ihrer Mutter, die nicht von seiner Seite weichen wollte. Nie zuvor hatte sie sie so verzagt, so niedergeschlagen erlebt.

Auch die finanziellen Sorgen ebten nicht ab. Ihr Vater hatte auch Häuser in New York geerbt, die verpachtet waren, aber praktisch nichts abwarfen. Irgendwann kam zu seinem ohnehin angeschlagenen Gesundheitszustand eine Erkältung hinzu, die zu einer Lungenentzündung wurde.

Agatha stromerte unruhig und voll böser Vorahnung durch das Haus. Würde er sterben? Würde ihr geliebter Vater von ihr gehen?

Als sie die Treppe hochkam, sah sie, wie ihre Mutter mit einem erstickten Schluchzen aus dem Schlafzimmer gelaufen kam und im Zimmer nebenan verschwand. Der Schlüssel wurde umgedreht, und Agatha stand wie erstarrt da, das Herz pochend bis zum Hals, das Blut rauschte wie Seewind in ihren Ohren.

Ihr Vater war tot. Sie wusste es, bevor es ihr jemand sagte.

Das war der Tag, an dem ihre Kindheit jäh endete.

Danach lebte sie allein mit ihrer Mutter und ein paar wenigen Dienstboten in Ashfield. Die Angst, auch ihre Mutter zu verlieren, wollte sie manchmal übermannen, doch das hatte sie verheimlicht, um ihrer Mutter nicht noch mehr Kummer zu bereiten.

Agatha hatte ein paar Stunden schlafen können, doch als sie aufstehen wollte, war es, als gehörten ihre Beine nicht zu ihrem

Körper. Nie zuvor hatte sie sich so elend, so krank gefühlt. Sie war stets eine äußerst robuste Person gewesen, nicht zimperlich, nicht wehleidig. Jetzt jedoch meinte sie, ernstlich krank zu werden oder es bereits zu sein. Sie verspürte weder Hunger noch den leisesten Appetit. Wann hatte sie überhaupt das letzte Mal etwas zu sich genommen? Sie erinnerte sich nicht.

Wie schon am vorherigen Tag und den Tagen davor wanderte Agatha rastlos durchs Haus. In einem der Zimmer fand sie einen Umschlag mit mehreren Fünfpfundnoten darin und schließlich, eingewickelt in einem Strumpf, die Diamantbrosche ihrer Großmutter. Überrascht und nun zielstrebigere suchte sie weiter: unter dem Bett, ganz hinten im Kleiderschrank, darauf und darunter – dazu musste sie sich flach auf den Bauch legen und mit dem ausgestreckten Arm fischen – und anschließend sogar unter einer losen Bodendiele. Wer konnte schon wissen, was ihre Großmutter – Agatha hegte keinerlei Zweifel, dass sie es gewesen war – sonst noch versteckt hatte?

Bäuchlings blieb sie auf dem Läufer liegen, die Augen geschlossen. Nach wenigen Minuten stand sie wieder auf.

Sie würde den Wagen nehmen und ein bisschen umherfahren. Vielleicht würde sie das auf andere Gedanken bringen und wenigstens für eine Weile ablenken.

Ausgehfertig stand sie kurz darauf vor ihrem Wagen, den sie an der Straße geparkt hatte. Mit einer Hand strich sie über die Motorhaube, die in der Sonne glänzte. Das Automobil hatte sie sich selbst zum Geschenk gemacht.

Der Himmel war fast wolkenlos, die Vögel zwitscherten, und es roch nach Meer, süßen Blüten und reifen Kirschen.

Torquay war ein hübsches kleines Städtchen an der Südküste; ein Erholungsort mit mildem Klima und daher sehr beliebt bei Touristen, die gern am Strand entlangpromenierten und sich den meist lauen Wind um die Nase wehen ließen. Die Gärten der Bewohner waren gepflegt, manche sehr überschaubar, andere weitläufig wie ein Park. Die meisten waren von einer Hecke umgeben, viele auch von einer Steinmauer, über die man dennoch leicht hinwegklettern konnte. Und auf denen es sich herrlich und manchmal auch recht wagemutig herumbalancieren ließ. Wieder wurde Agatha kurz in ihre Kindheit zurückkatapultiert. Wie oft hatte ihre Mutter geschimpft, wenn sie mal wieder von den mit Moos bedeckten Steinen abgerutscht war und sich die Knie aufgeschrammt hatte.

Ein älteres Ehepaar spazierte an Agatha vorbei, grüßte freundlich und schlenderte weiter. *Touristen*, ging ihr durch den Kopf, *sie genießen das Leben, den Sommer, ihre Zweisamkeit*.

Sie hörte sich seufzen. *Ich sollte aufhören, mich zu quälen*, dachte sie und beugte sich kopfschüttelnd hinunter und griff nach der Handkurbel. Ein sehr flüchtiges Gefühl von kindlicher Vorfreude auf eine kleine Spazierfahrt erfasste sie. Es war so herrlich, mit dem Automobil umherzubrausen.

Das Gefühl verging so rasch wieder, wie es gekommen war, und sie schämte sich, dass sie überhaupt so empfunden hatte. Wie konnte sie auch nur den Hauch von Glück empfinden, wo sie doch in Trauer war!

Agatha drehte die Kurbel. Drehte und drehte. Drehte erneut.

Der Motor sprang nicht an. Sie streckte sich, versuchte es wieder. *Verfluchter Wagen! Willst du wohl so gut sein!*

Doch er gab keinen Mucks von sich. Sie spürte Tränen aufsteigen und fragte sich verwirrt, ob sie so verärgert war.

Sie nahm ihre Handtasche, die sie auf der Motorhaube abgelegt hatte, presste sie an ihre Brust und stapfte zum Haus zurück. Sie schloss auf, blieb fassungslos in der Diele stehen und schnappte nach Luft. Erst als sie laut schluchzte, bemerkte sie, dass sie weinte. Mit bebenden Schultern lief sie ins Wohnzimmer und warf sich auf das Sofa.

Irgendwann setzte sie sich auf und putzte sich die Nase, und das, was ihr durch den Kopf ging, fühlte sich ganz und gar nicht gut an. Vielmehr war es erschreckend und zutiefst beunruhigend. Ob sie dabei war, den Verstand zu verlieren?

Sie brach in Tränen aus, weil ihr Wagen nicht ansprang, das musste doch ein Zeichen sein, dass etwas mit ihr nicht stimmte.

Agatha griff nach einem der Kissen und schlang die Arme darum. Sie würde alles dafür geben, ihrer Mutter nur noch ein einziges Mal sagen zu dürfen, wie sehr sie sie geliebt hatte. Und wie sehr sie sie nun vermisste.

Aber sie würde sich mit ihren Erinnerungen zufriedengeben müssen, mehr hatte sie nicht.



I.

Die Jahre 1908–1910
Reisejahre



1.

Paris

Agatha saß auf dem Klavierschemel, die Hände auf den Tasten, die Augen geschlossen. Rücken und Schulterblätter schmerzten vor Anspannung.

Konzentrier dich!

Sie war bereits zwei-, dreimal ins Stocken geraten, hatte einen falschen Ton gespielt und wäre am liebsten im Erdboden versunken. Sie setzte erneut an und wusste schon da, dass es wieder ein falscher Ton war.

Ängstlich blickte sie nach rechts, wo Madame Legrand, ihre Klavierlehrerin, stand; die Miene besorgniserregend finster, der Mund verkniffen.

Agatha schwitzte. Sie hatte sich bereits bis auf die Knochen blamiert, nicht zum ersten Mal übrigens. Dabei hatte sie am Tag zuvor Beethovens Sonate *Pathétique* noch fehlerfrei spielen können, auch wenn sie ihr nicht leicht von der Hand gegangen war. Vielleicht sollte sie es endlich einsehen: Sie mochte die Vorstellung, Pianistin zu sein, aber sie spielte nur leidlich.

Besonders schlimm war es, wenn sie vor Publikum spielen sollte. Dann fühlten sich ihre Finger steif und unbeweglich an, als gehörten sie ihr gar nicht, unmöglich, damit über die Tasten zu gleiten.

»Mademoiselle Miller.« Madame Legrand räusperte sich. »Vielleicht lassen wir es gut sein.« Ein Seufzen, das deutlich machte, dass sie ein hoffnungsloser Fall war. »Am besten, Sie und Ihre Mutter reisen zurück nach England.«

Bevor sie heulen würde, sprang Agatha auf und rannte zur Tür. Und dort begriff sie, dass sie träumte.

Mit einem erleichterten »Huh!« fuhr sie hoch und setzte sich im Bett auf. Das Kopfkissen war feucht, vermutlich nicht von ihren Tränen, sondern vom Schweiß. »Gott sei Dank, nur ein Traum«, murmelte sie und sank zurück aufs Laken.

Sie war fünfzehn gewesen, als sie mit ihrer Mutter nach Paris kam, um ein Mädchenpensionat zu besuchen. Mehr als zwei Jahre war das nun her, im Spätsommer wurde sie achtzehn.

Das Pensionat, das schon ihre Schwester Madge besucht hatte, hatte sich verändert. »Es geht damit bergab«, meinte ihre Mutter. Und Agatha ahnte, was das bedeutete: dass sie sich bereits nach einem neuen Pensionat umsah. Ihre Mutter fackelte nie lange, und wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, musste es angegangen werden. So oder so. Ernüchterungen, Enttäuschungen schreckten sie nicht im Geringsten. In Windeseile hatte sie neue Pläne.

Agatha liebte es, mit der Metro oder dem Bus durch die Stadt zu fahren und über den Blumenmarkt zu schlendern. Nicht allein, versteht sich, sondern stets in Begleitung einer

älteren Frau, die Madame Legrand oder ihre Mutter ihr zur Seite stellte. Als junges Fräulein hatte man in Paris nicht allein umherzustreifen, das wusste Agatha natürlich längst. Es würde ein schlechtes Licht auf die Erziehung werfen und noch dazu die Herren womöglich auf dumme Gedanken bringen.

Daheim in England sah man es ein wenig lockerer.

Agatha wusste, dass sie sich besser früher als später einen Ehemann suchen müsste. So recht behagte ihr die Vorstellung nicht, weil ihr bislang noch kein Mann begegnet war, in den sie sich verlieben könnte. Aber was nicht war, konnte ja noch werden.

Sie besuchte leidenschaftlich gern das Museum, das Theater und die Oper. Alles saugte sie auf wie ein Schwamm.

Bis ihre eigensinnige Mutter ihr wie befürchtet eröffnete, dass es besser war, das Pensionat zu wechseln. »Wie gesagt, Agatha, es geht bergab, und ich will, dass du eine vernünftige Ausbildung erhältst.«

Und so kam Agatha zu Miss Dryden, die zwölf Mädchen in ihrer Obhut hatte; Engländerinnen, Amerikanerinnen und natürlich Französinnen. Agatha mochte das Pensionat. Der Unterricht machte ihr Spaß, sicher auch, weil das Hauptaugenmerk auf der Musik lag. Da sie in England keine Schule besucht hatte, sondern von ihrer Mutter unterrichtet worden war, genoss sie vor allem aber das Zusammensein mit ihren Mitschülerinnen. Das Plaudern, Kichern und Herumalbern und das Tuscheln über hübsche junge Burschen.

Abend für Abend, wenn Agatha in ihrem Bett lag, sagte sie sich, dass aus ihr vielleicht ja doch noch eine mehr als pas-

sable Klavierspielerin werden könnte. Doch so recht mochte sie nicht mehr daran glauben.

Agatha sang auch für ihr Leben gern und nahm Gesangsstunden bei Monsieur Boué, einem Opernsänger mit schöner Baritonstimme. Er wohnte in einem mehrstöckigen Haus ohne Aufzug. In England hatte Agatha Golf, Cricket und Tennis gespielt, war geritten und mit großer Begeisterung Rollschuh gelaufen. Bewegung war sie folglich gewöhnt, das Treppensteigen hinauf in den fünften Stock jedoch bereitete ihr Probleme. Keuchend und schwer atmend kam sie bei Monsieur Boué an.

Er musterte sie ohne jegliches Mitgefühl und meinte, sie solle sich erstens nicht so haben und zweitens sei es kein Wunder, dass sie so schnaufe, sie würde ja vollkommen falsch atmen.

Wie konnte man falsch atmen? Agatha war es schleierhaft, doch sie wollte ihn nicht verärgern.

Monsieur Boué klopfte auf ihre Schulterblätter und befahl ihr, tief Luft zu holen. Das tat sie, und er eilte davon, um ein Maßband zu holen, das er um ihren Oberkörper schlang, dort, wo sich ihr Zwerchfell befand. »Und nun atmen Sie schön tief ein und aus, Mademoiselle. Himmel, doch nicht so! Was tun Sie da?«

»Ich atme.«

»Falsch, ganz falsch.« Er schüttelte den Kopf, seufzte fassungslos und machte es ihr vor.

Agatha musste grinsen, konnte es aber verbergen.

»Singen ist eine Frage des Atmens. Versuchen Sie es wieder, Mademoiselle, nur nicht aufgeben.«

»Ich würde nie aufgeben zu atmen«, erwiderte sie, und er bedachte sie mit strengem Blick.

»Das richtige Atmen ist eine ernste Angelegenheit, Mademoiselle. Wie wollen Sie singen, wenn Sie nicht richtig atmen?«

»Tja ...«

Monsieur Boué schnalzte mit der Zunge, betrachtete das Maßband, das sich hob und senkte und nickte schließlich. »Schon besser.«

Ihre Stimme war »akzeptabel«, wie er behauptete, doch er riet ihr, es mit Mezzosopran zu versuchen, um die mittlere Stimmlage zu entwickeln. Beim Singen umkreiste er sie, die Arme verschränkt, das Kinn auf die rechte Hand gestützt, und murmelte vor sich hin. »Wie lange sind Sie schon in Paris, Mademoiselle?«

»Zwei Jahre, Monsieur.«

»Sie sprechen recht gut Französisch.«

»*Merci*.«

Wäre doch auch ihre Grammatik so gut, aber die ließ sehr zu wünschen übrig. Agatha hatte gelernt, sich die französische Sprache nach Gehör anzueignen, und sie war gut darin. Hieß es aber, sie solle das, was sie eben gehört hatte, niederschreiben, standen Wörter auf dem Papier, die ihre Lehrer schier verzweifeln ließen. »Nicht *autel*, Mademoiselle, sondern *hôtel*«, bekam sie zum Beispiel zu hören. »Und es geht nicht um Ihren Glauben, sondern um die gebratene Leber. *Foie*, Mademoiselle, nicht *foi*.«

»Aber es klingt vollkommen gleich, und ich dachte ...« Es war egal, was sie dachte, sie verwechselte auch weiterhin ähnlich klingende Wörter.

»Noch mal von vorn«, ordnete Monsieur Boué an und stellte sich vor sie hin. »Mund weit auf. Weiter.«

Wenn er mir noch tiefer in den Hals schaut, wird er sehen, was ich zu Mittag gegessen habe, dachte sie und verschluckte sich, weil sie lachen musste.

Er sah sie fragend und ein wenig empört an, als verstünde er beim besten Willen nicht, was so lustig war.

»*Pardon*.« Sie räusperte sich.

»Tzz.« Er schüttelte wieder den Kopf.

Er wird heute Abend Nackenschmerzen haben, ging ihr durch den Kopf, und erneut zwickte es sie im Zwerchfell.

»Sie möchten Sängerin werden?«, fragte er plötzlich.

»*Oui*. Oder Pianistin. Oder beides.«

»Soso.« Er sah sie an. »Na, wir werden sehen.«

Verstohlen schaute sie auf die Kaminuhr. Zeit für einen Tee. »Mademoiselle?«

»*Pardon*.« Einen wunderbar heißen, belebenden Tee, dazu ein, zwei Scones oder etwas Ingwergebäck. Ihr Magen knurrte, und sie unterdrückte ein Seufzen.

Als sie später die Tür hinter sich schloss, musste sie das Heimweh niederringen. Sie war gern in Frankreich, aber Frankreich war nun mal nicht England. Außerdem hatte sie das ungute Gefühl, von ihrem Ziel, eines Tages eine berühmte Musikerin zu sein, weiter entfernt denn je zu sein.

Unermüdlich lernte Agatha weiter, machte Fortschritte und genoss das Leben. Genauso unermüdlich kämpfte sie gegen das Heimweh. Einmal hörte sie zufällig, wie sich drei Mitschülerinnen über sie unterhielten. »Sie ist so herrlich verschroben, findet ihr nicht? Aber sie ist nett.«

Verschroben?, hatte sie verwundert gedacht. Was war an ihr verschroben?

Theatermitglieder der *Comédie Française* kamen ins Pensionat und hielten Vorträge, zum Beispiel über Molière, und Sänger des Konservatoriums sangen für sie. Es war wunderbar, und Agatha saß stets in der vorderen Reihe und applaudierte am lautesten. Ihre Lehrerin Madame Legrand schaute sie dann und wann missbilligend an, und sie tat so, als sähe sie es nicht.

»Sie müssen lernen, Ihr Temperament zu zügeln«, würde sie sich später anhören müssen.

Abends besuchten die jungen Studentinnen hin und wieder die *Comédie Française*, und Agatha hielt vor Aufregung die Luft an, als die berühmte Sarah Bernhardt die Bühne betrat. Sie hatte sie sich ganz anders vorgestellt und raunte Marie, die neben ihr saß, ins Ohr: »Ich gebe zu, ich bin ein bisschen enttäuscht.«

»Wieso?«

»Sie ist so ... alt.«

Das stimmte, dennoch strahlte die Bernhardt Würde und Eleganz aus.

Miss Dryden bot einen Schauspielkurs für die Studentinnen an, an dem Agatha mit Begeisterung teilnahm und besonders

gern tragische Heldinnen spielte. Sie legte sich mächtig ins Zeug, hob die Stimme und gestikulierte theatralisch.

»Das war recht schön, Mademoiselle«, meinte Miss Dryden hinterher. »Aber weniger ist manchmal mehr.«

Seit einiger Zeit besuchte Agatha den Klavierunterricht bei Monsieur Fürster, der kein Franzose, sondern Österreicher war.

Er war ein guter, wenn auch überaus strenger, wenn nicht gar angsteinflößender Lehrer. Während sie spielte, schritt er durchs Zimmer, schaute in die Töpfe seiner Zimmerpflanzen, begutachtete deren Blätter, nickte oder schüttelte auch den Kopf, wenn er vergessen hatte zu gießen, spazierte weiter, nahm ein Buch aus dem Regal und schlug es auf. Er blätterte darin, murmelte etwas, klappte es wieder zu und stellte es zurück.

Anfangs hatte Agatha geglaubt, er sei gar nicht bei der Sache.

Warum nahm er Schülerinnen auf, wenn ihn ihr Spiel überhaupt nicht interessierte? Nur des Geldes wegen?

Bis sie eine falsche Note spielte, er plötzlich neben ihr stand und am Klavierdeckel rüttelte. Erschrocken hatte sie die Finger zurückgezogen.

»Mademoiselle!«, rief er fassungslos. »Was war das denn gerade?«

»*Pardon*, Monsieur«, sagte sie leise, den Blick beschämt gesenkt.

»*Pardon?*« Er schnaubte. »Damit ist es nicht getan, Mademoiselle! Wollen Sie mich oder gar Chopin beleidigen?«

»Oh, das war ganz und gar nicht meine ...«

»*Mon dieu!*« Er wollte sich gar nicht beruhigen, als nähme er die falsch gespielte Note persönlich.

Doch mit der Zeit gewöhnte Agatha sich an seine sonderbaren Ausbrüche und verstand, dass seine Verehrung für Chopin der Grund dafür war. Jede falsche Note tat ihm in der Seele weh.

»Spielen Sie nicht nur mit den Händen, Mademoiselle«, sagte er einmal, als er neben dem Klavier stand und einem Walzer lauschte. »Sie müssen Chopin auch mit dem Herzen spielen.« Er neigte den Kopf, und sie bildete sich ein, es sei ein Zeichen von Wohlwollen. Er schürzte die Lippen und nickte. »Das war schon recht ordentlich. Noch einmal von vorn, Mademoiselle Miller.«